Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 12

Artikel: Der neue Weg

Autor: Balmer, Emil

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637468

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

die gesunde Entwicklung des Kindes fördern und nicht bei ihm Kräfte mobilisieren, die eigentlich nicht in den Erziehungszielen stehen. F. M.

—o—

Die andere Seite,

gesehen vom Standpunkt eines Vaters.

Ich schicke vier Kinder zur Schule, eines in die vierte Primarschulklasse, eines in die Knaben-, das dritte in die Mädchensekundarschule und den Aeltesten ins Progymnasium. Am Gründonnerstag mittag werden sie alle ihre Frühlingszeugnisse heimbringen. Ziffernzeugnisse, Gottlob!

Ich werde sie hübsch eines nach dem andern durchsehen, die lange Reihe der Zahlen überfliegen und feststellen (ich weiß aus Erfahrung ungefähr, was ich feststellen werde): Meine Jüngste ist eine gute, ja sehr gute Schülerin, die zwei Reihen: Fleiß und Leistungen sozusagen durchgehend Einer. Der Zweite hat etwas Mühe mit dem Französisch, aber die Zwei erreicht er immerhin. Das übrige ist sauber. Die Sekundarschülerin ist wieder prima, nur im Rechnen steht es ganz schlimm diesmal; die Drei ist ihr gewiß, aber sie will dereinst Klavierlehrerin werden, da hat dieser Begabungsmangel für Mathematik nichts auf sich. — Etwas mehr Gedanken macht mir der Prögeler. Der will durchs Gymnasium und dann Theologie studieren. Was wird er für eine Lateinnote heimbringen? Das letztemal war es eine knappe Vier. Wird er diesmal auf die Drei hintergerutscht sein? Dann müßte ich mich mit seinen Lehrern besprechen. Denn zum Theologiestudium würde er kaum taugen. Wie wollte er das Griechische und Hebräische bewältigen können, wenn ihm schon das Latein nicht eingehen will! — Uebrigens, wie war es mit der Geographienote im letzten Zeugnis? Der Lehrer habe nur eine Probe gemacht und unglücklicherweise sei er, Otto, damals unpäßlich gewesen; darum das Ungenügend. Zum Glück rief ich damals den Lehrer an, und dann kam die Schwindelei aus. Nein, als Pfarrer taugt er wirklich nicht; er müßte sich denn ganz anders positiv zur Schule einstellen. —

Meine Laienmeinung über die Schulzeugnisse ist diese: Die Ziffern sind praktisch. Jedenfalls viel praktischer als die Zensuren in Worten. Die Eltern, die meist nicht vertraut sind mit den Nuancen der pädagogischen Dialektik, aber den Wert einer Eins oder Zwei oder Drei wohl abzuschätzen wissen — dies aus eigener Schulerfahrung heraus — können sich an einer Ziffernreihe sicher besser über die Schulerfolge ihrer Kinder orientieren als an einer Reihe von Ausdrücken wie: gut, könnte besser sein, hat Fortschritte gemacht, läßt sich gehen, hat sich recht brav gestellt, es fehlt an der nötigen Konzentration, hat das Heft sehr sauber geführt, dürfte sorgfältiger schreiben — diese Zensuren ausgestellt von fünf bis acht verschiedenen Lehrern (Progymnasium, Sekundarschule).

Ich kann mir auch die Verlegenheit der Lehrer denken bei der Ausfertigung dieser Wortzensuren gestützt auf ihre stillen Beobachtungen über die Leistungen und den Fleiß der Schüler — Proben sind verpönt, die schaden den Nerven der Kinder und wegen ihrer den Ehrgeiz und den Neid aufpeitschenden Wirkung auch dem Charakter. Der Fachlehrer der Chemie hat 90 Schüler solcherweise aus stiller Beobachtung heraus zu charakterisieren. Er wird sich selbstverständlich im geheimen — ja nicht öffentlich, denn das ist höchst unmodern und unpädagogisch — eine eigene praktische Skala (1 = sehr gut, 2 = gut, 3 = mittelmäßig, 4 = mangelhaft, 5 = ganz ungenügend) anfertigen und — wieder ganz geheim — die Einzelleistungen der Schüler zensieren, damit er sich nicht irrt und nicht ungerecht zensiert. Es wird sich, glaube ich, naturnotwendig immer wieder als Resultat aller Reformversuche das Ziffernzeugnis herausbilden.

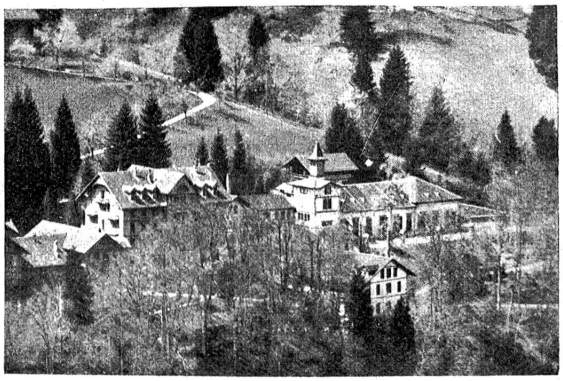
Freilich dürfte man endlich wohl zur Vereinheitlichung der Notengebung auf der ganzen Linie schreiten: 1 = sehr gut, 2 = gut, 3 = genügend oder befriedigend, 4 = ungenügend. Die Fünf ist ja heute schon von der Mehrzahl der Lehrer fallen gelassen als Demonstrations- und Affektnote ohne pädagogisch-praktischen Wert. Zur differenzierten Bewertung der Einzelleistung mag der Lehrer wohl noch der halben Noten bedürfen, in den Quartal- oder Semesterzeugnissen aber (für Primarschulen höchstens zwei, für Mittelschulen drei Zeugnisse im Jahr) sollten die ganzen Noten genügen.

Eine neue Pflicht möchte ich als Gegenleistung für die zugestandene Vereinfachung der Notengebung der Lehrerschaft auferlegen: eine regelmäßige kurze Orientierung der Eltern über Fleiß und Verhalten ihrer Kinder. Dies etwa alle vier Wochen oder, wenn nötig, zwischenhinein auf einem vorgedruckten Zettel und in Worten. Es könnte auf diese Weise mancher Fehlentwicklung rechtzeitig die Spitze abgebrochen werden zur Genugtuung der Eltern und Lehrer und zu Nutz und Frommen der Kinder. s. r.

Der neue Weg.

Der Mensch gewöhnt sich an alles — und das alte Sprichwort hat recht. Wir verwachsen mit unserer Umgebung, das Haus, in dem wir wohnen, die Möbel, die uns umgeben, die Menschen, mit denen wir leben und verkehren, alles was unsere Umwelt ausmacht, es gehört zu uns und wird mit der Zeit zu einem Stück des eigenen Ichs. Jeder Wechsel, jedes Losreißen tut einem empfindsamen Menschen weh. So ist es auch mit dem Weg zur Arbeitsstätte, den wir alltäglich zu gehen gewohnt sind. Wie vertraut werden uns doch allmählich die Häuser und Straßen und Gärten, die wir jeden Morgen durchschreiten oder mit einem Blicke streifen. Vertraut und bekannt werden uns auch die Unbekannten, die immer am gleichen Ort uns begegnen. Man grüßt nicht, aber man schaut einander an — man denkt bei sich selber: was ist jener Mann wohl — man stellt sich vor, wo jene Frau arbeitet, wie sie heißt — und so kennt man sich am Ende doch. — Wie schön und interessant und reich an Eindrücken wird der Weg, wenn er gar über den Markt führt! Unser Bernermärit! Er gleicht einem grundgütigen, braven Gesicht von einem alten Freund! Und wenn du dann noch das Glück hast, einen guten Teil der Gärtner und Blumenhändler und Bäuerinnen zu kennen, die dort hinter ihren Waren stehen! Wie mancher Gruß, wie manches freundliche Wort fliegt da im Vorübergehen über die Korbreihen. Diese Grüße stimmen dich froh — mit frischem Mut und freudigem Sinn gehst du dann an deine Arbeit.

Wie schwer fällt es dir, wenn du auf einmal einen neuen Weg gehen mußt! Unfreundlich, fast feindlich mustern dich die neuen Menschen, denen du begegnest — viele schauen dich überhaupt nicht an und eilen stolz an dir vorbei. Fremd ist die Straße für dich, kalt und abweisend stehen die Villen in den Gärten. Und gar dort die Tanne! Wie finster blickt sie dich an, als wollte sie sagen: was nimmst du dir heraus, alle Tage da vorbeizuschreiten und mich anzugaffen! Nun, ich habe doch weißgott dasselbe Recht wie jeder andere Bürger der Stadt, hier durchzugehen! Aber ich fühle es nur zu gut: man betrachtet mich als Neuling, als Eindringling — als Fremdling! Ich habe solches erfahren müssen und es tat mir im innersten Herzen weh! — Aber siehe, es geschah ein Wunder auf dem neuen Weg! Als ich eines Morgens mit verdrossener Miene durch die Villenstraße eilte, da kommt plötzlich eine Marktfrau auf mich zu, hält mir einen Rosenstrauß hin und sagt: „Diese Blumen sollen Euch sagen, daß man Euch nicht vergessen hat auf dem alten Weg — und sie sollen Euch Glück bringen für die Zukunft!“ — Ich war so überrascht und übernommen, daß ich nicht einmal Worte des Dankes fand. Ich nahm die Blumen hin und trug sie sorgsam und leichten Schrittes an meinen neuen Arbeitsplatz. Und — seltsam



Das Heustrichbad vor dem Brand.

Das Heustrichbad nach dem Brand.

— seit jenem Morgen hat auch der neue Weg ein anderes Gesicht erhalten. Mein Schritt durch die neuen Straßen wird sicherer — die Tanne schaut mich nicht mehr so düster an — Sonnenlicht flackert um ihr sattes, warmes Grün — und aus dem Haus, bei dem sie steht, tritt eines Morgens ein guter Bekannter von mir. Der Student mit der Mütze hinten am Kopf dünkt mich nicht mehr so blasiert und stolz und — fast will es mir scheinen, als habe das blonde Fräulein, das mir alle Morgen an der gleichen Ecke begegnet, manchmal ein leises Lächeln und einen freundlichen Blick für mich übrig! Der neue Weg wird mir alle Tage lieber. Und alles habe ich nur der braven Märitfrau und ihren Blumen zu verdanken. Vertrauen, Freude und Sicherheit begleiten mich auf dem neuen Weg. Zuversicht und Ruhe ist damit auch am neuen Arbeitsplatz eingekehrt — jene Ruhe und innere Zufriedenheit, die wir alle für unser Tagewerk nötig haben. Emil Balmer.

Bäderbrände aus früherer Zeit.

Anläßlich des Brandes des Heustrichbades seien auch einige Bäderbrände aus früherer Zeit in Erinnerung gebracht: 1770 verbrannte das Küblibad oben am Thunersee; die dazu gehörende Pension Simpkin oder Manorfarm erlitt vor einigen Jahren das gleiche Schicksal. Am 11. Januar 1849 vernichtete das Feuer das Limpachbad (zwischen Uetendorf und Uttigen), das nicht mehr aufgebaut worden ist, und am 25. Juni 1864 das Worbenbad bei Lyß. Am 1. März 1874 zerstörte das Feuer das ob der Straße gelegene Pensionsgebäude des Blumensteinbades, am 3. März 1876 das Kappelenbad bei Wynigen, am 17. Januar 1880 das Schlegwegbad und am 22. Juli das Biberenbad an der Freiburgergrenze. Noch in aller Erinnerung stehen die Brände des vordern Weißenburgbades mit den Dependenzen am 31. Januar 1898, des alten Reichenbachbades 1901, des Gurnigelbades am 1. Mai 1902, des Badhauses Ittigen am 6. Oktober 1902 und des Bades Dettligen am 23. November 1909. Im alten Badhaus Ittigen haben in der Nacht vom 4. auf den 5. März 1798 der Schultheß Niklaus Friedrich von Steiger und General Karl Ludwig von Erlach eine kurze Ruhe genossen. — Einige der angeführten Bäder haben infolge mangelnder Frequenz den Badebetrieb eingestellt und bleiben als Gasthöfe bestehen.

Die kleine Eva. 11

Roman von C. Fraser-Simson.

Es schneite leicht, aber sie bemerkte es nicht einmal. Sie rannte über die Wiese, zwängte sich durch Gestrüpp, kletterte über einen Zaun, erreichte die Straße und jenseits den Wald. Hier hielt sie atemlos an. Jetzt erst fühlte sie, daß sie keine Schuhe anhatte. Mit dem Atem kehrte auch ihre Besinnung zurück. Sie fegte den Schnee von einem Baumstumpf und setzte sich.

Die unschätzbaren Papiere hielt sie noch immer gegen ihre Brust gedrückt. Jetzt stopfte sie sie zwischen Haut und Sweater. Hier waren sie sicher. Nun aber galt es zu überlegen, was sie tun sollte. Hatte es einen Sinn, so blindlings davonzulaufen? Nein, sie mußte zurück, ihre Leute alarmieren und die Eindringlinge unschädlich machen.

Sie hatte sich von dem Baumstumpf erhoben, um diese Absicht zur Ausführung zu bringen, als ihr plötzlich ein neuer Gedanke kam. Wenn sie Lärm schlug, bemächtigte sich natürlich die Polizei der Angelegenheit, und der Umstand, daß Peter so leichtsinnig mit den Akten umgegangen war, konnte bekannt werden. Das war vor allen Dingen zu verhindern. Außerdem zweifelte sie keinen Augenblick, daß Creason viel zu klug war, um sich einen Einbruch nachweisen zu lassen. Wahrscheinlich war er längst wieder in seinem Zimmer oder konnte behaupten, er hätte ein Geräusch gehört und wäre auf der Suche nach dem Dieb gewesen. Sicherlich würde er sich irgendwie herausreden und dann auch wissen, daß die Papiere in ihrem Besitz waren. Ich welche Lage brachte sie sich dadurch und wie sollte sie dann noch Peter die Papiere zukommen lassen? Sie war jetzt fest überzeugt, daß es Creason nur um diese Papiere zu tun war.

Auch was sie nun zu tun hatte, war ihr klar. Unbemerkt in ihr Zimmer zurückzuschlüpfen und Creason am Morgen entgegenzutreten, als ob nichts geschehen wäre. Dann so bald als möglich mit den Papieren nach London sich davonmachen.

Die Rückkehr ins Haus war für Eva weit schlimmer, als es das Davonlaufen gewesen war. Vor allem fühlte sie sich völlig durchfroren. Ihre nur durch Strümpfe geschützten Füße waren durch den Schnee gänzlich empfindungslos geworden. In der Aufregung der Flucht war ihr das bisher kaum zum Bewußtsein gekommen. Aber es war etwas anderes, vor der Gefahr zu fliehen oder ihr entgegenzugehen.

Einmal zauderte sie und wollte nicht weiter. Sie fühlte, daß es über ihre Kräfte ginge, das Haus zu betreten. Nur der Gedanke an Peters Briefe, deren Sinn ihr jetzt nur zu offenbar war, trieb sie weiter. Er hatte ihre Hilfe angerufen, hatte in ihre Hände seine Ehre, seinen guten Namen gelegt, vielleicht sogar sein Leben — aber diese Vorstellung schob sie gewaltsam von sich weg. Im Hintergrund ihres Bewußtseins lauerte eine wachsende Angst, was ihm zugestoßen sein könnte.

Jedenfalls durfte sie jetzt nicht versagen, da Peter zum erstenmal sie wirklich brauchte. Wenn er auch nur gezwungenermaßen, weil es nicht anders ging, sich um Hilfe an sie gewandt hatte, war ihre Verantwortung deshalb doch um nichts geringer.